

Partizipationsraum Hochschule – Ein Spannungsverhältnis

Grenzen echter studentischer Partizipation oder, wie in der Überschrift formuliert, «Partizipationslücken» finden sich in den analysierten empirischen Arbeiten deutlich, trotz der im Vorfeld thematisierten Potenziale von Social Software. Es ist jedoch begründet davon auszugehen, dass diese Partizipationslücken insgesamt im Hochschulraum durchaus häufiger existieren. Es sind keine Phänomene, die erst durch die Verwendung von Social Software entstehen. Es zeigt sich jedoch, dass der Versuch, die Partizipationsgrade durch Social Software zu erhöhen, auch die Grenzen im Rahmen institutioneller Bildungsprozesse zumindest partiell offen legt.

4.1 Hochschule als Rahmung für Partizipation

Die Institution ist längst nicht nur die Gemeinschaft der im Geist der Forschung und Lust an der Erkenntnis verbundenen Menschen – Professoren- wie Studierendenschaft umfassend –, sondern sie wird auch als Ausbildungsinstitution funktional genutzt.¹ Für einige der Studierenden – so lautet eine oft zu hörende Klage – scheint das Studium an der Hochschule kaum mehr zu sein als eine zu bewältigende Hürde vor dem Eintritt in ein angestrebtes Berufsfeld. Entsprechend wird der missverständliche Ruf nach mehr Praxis lauter, obwohl es im Rahmen der Universität vielmehr um eine angemessene Verbindung von Theorie und Praxis und eine reflexive Auseinandersetzung mit dem Theorie-Praxis-Verhältnis gehen müsste. Im Rahmen einer universitären Bildung erfolgt, anders als in der beruflichen Ausbildung, keine berufliche Sozialisation, keine Habitualisierung spezifischer Codes eines bestehenden Berufsfelds, keine Einübung bereits vordefinierter Handlungsabläufe. Universität zielt auf Erkenntnisgewinn der Studierenden, auf die Entwicklung der Fähigkeit, mit Hilfe des angeeigneten wissenschaftlichen Wissens und verschiedener perspektivischer Zugriffe zukünftige und unbekannte Problemstellungen bewältigen zu können. Habitualisiert wird bestenfalls eine spezifische, eben eine (fach-)wissenschaftlich basierte Perspektive auf Phänomene und Problemstellungen der Realität.

Wenn Studierenden aber der Zusammenhang von wissenschaftlichem Wissen, im akademischen Umfeld erworbenen Kompetenzen und einer aufgeklärten professionellen Handlungspraxis nicht transparent wird, hat dies erhebliche Folgen für die Bildungsprozesse. Aus einem solchen Nicht- oder Missverstehen resultieren in durchaus nachvollziehbarer Weise Handlungsstrategien, die aus unserer Perspektive problematisch sind, zum Beispiel die Strategie, Wissensbestände und ggf. Kompetenzen in Lehrveranstaltungen rein zweckoptimiert und unkritisch sich anzueignen, um sie in entsprechenden Prüfungssituationen abzurufen. Die Erkenntnisse besitzen dann über die Prüfungs-Abrufbarkeit hinaus keinerlei Bedeutung. Dass die damit einhergehende Haltung, man müsse nur das jeweils vom Prüfenden erwartete «richtige Wissen» reproduzieren können, dem zentralen Gedanken der Aufklärung und einem akademischen Habitus zutiefst widerspricht, stört die Akteure

¹ Auf kulturspezifische Unterschiede zwischen den Hochschulsystemen im deutschsprachigen und im anglo-amerikanischen Raum wurde im Rahmen unserer Analyse nicht eingegangen, doch auch diese wären bei der Analyse der Potenziale und Probleme zu berücksichtigen.

solange nicht, wie die Strategie insgesamt erfolgreich ist. Es soll ja vorkommen, dass auch Hochschullehrende sich zufrieden geben mit studentischer Reproduktion tradierter Wissensbestände und Transferaspekte ignorieren. Einzelne Berichte von Studierenden, dass wortgenaues Auswendiglernen von Vorlesungsskripten zu besseren Noten führe als eigenständiges Denken und Hinterfragen, sind Zeugnisse der vielschichtigen und teils widersprüchlichen Strukturen in der Hochschule. Interesse an Partizipation und Mitgestaltung erscheint in dieser zweckoptimierten Sicht nur wie ein überflüssiger und zeitintensiver Umweg. Das Einbinden von Social Software in derart reproduktionsorientierten Kontexten verfehlt notwendigerweise sein Ziel, da die Perspektiven der Studierenden irrelevant für die Leistungserbringung werden.

Unabhängig von dem Einsatz digitaler Medien ist daher zu markieren, dass eine notwendige, wenn auch nicht hinreichende Bedingung von Partizipation das Interesse an Partizipation ist. Konzeptionelle Ansätze zur Ermöglichung von Partizipation laufen notwendigerweise in Leere, wenn (1) das Interesse fehlt, Prozesse mitzugestalten, oder (2) den Beteiligten nicht erkennbar ist, inwiefern eine aktive Mitgestaltung von Erkenntnisprozessen relevant für die Entfaltung der eigenen Bildungsprozesse und Kompetenzentwicklung ist, oder (3) die antizipierten Vorteile zu gering sind im Vergleich zu den erwarteten Nachteilen durch die partizipative Bildungsanstrengung.

[aus: Grell, Petra; Rau, Franco (2011): Partizipationslücken - Social Software in der Hochschule. Medien Pädagogik. In: Zeitschrift für Theorie und Praxis der Medienbildung. (Themenheft Nr. 21). Online verfügbar unter www.medienpaed.com.]